Der illustrierte Sonntag

Nummer 50 | Sonntag, den 15. Dezember 1940 | 9. Jahrgang

Tapferkeit / Von Anton Holzner

Heldentum ist nicht allen gegeben. Tapfer muß jeder sein.

Heldentum ist eine Berufung, um die jeder kämpfen muß, wenn das Schicksal ihn ruft. Aber nicht jeder, der nach Heldentum strebt, ist auch ein Held.

Tapferkeit ist Pflicht für jeden deutschen Menschen. Und jeder echte Deutsche kann und muß tapfer sein.

Wie in allen Dingen des Lebens, so ist für alle deutsche Zukunft der Führer auch Vorbild der Tapferkeit. Er hat dem deutschen Volk gezeigt, daß es innerhalb des Bereiches der natürlichen Lebensgesetze für den Deutschen das Wort unmöglich nicht mehr gibt. Durch Tapferkeit kann jeder Gefahr getrotzt, jeder Gegner überwunden, jede Schwierigkeit beseitigt werden. Tapferkeit wirkt Wunder.

Selten wird das Zusammenspiel von Leib, Seele und Geist so klar wie bei der Tapferkeit. Tapferkeit hat in gleicher Weise Zucht des Leibes, Zucht des Geistes und Zucht der Seele zur Voraussetzung.

Bei Sport und Leibesübungen muß Tapferkeit sich bewähren. Nicht in Muskelgewandtheit und Muskelkraft allein kommt sportliche Haltung zum Ausdruck, sondern in der zähen, entschlossenen Tapferkeit, mit der man den Gefahren des sportlichen Wettkampfes und der sportlichen Uebung entgegentritt und die Unannehmlichkeiten unablässiger körperlicher Stählung und Schulung überwindet.

Bei den Widerwärtigkeiten der Witterung muß Tapferkeit sich bewähren. Der Himmel hat dem nordischen Menschen keinen ewigen Frühling geschenkt, weil er ihn hart machen wollte. Er hat ihm keinen ewigen Sommer gegeben, weil er ihn vor Erschlaffung bewahren wollte. Neben Frühling und Sonne hat der Allmächtige dem deutschen Menschen rauhe Stürme und harte Wintertage beschieden. Dem Sturm zu trotzen, der eisigen Winterkälte mit geballter Energie zu widerstehen, gehört zu den Proben tapferer nordischer Haltung.

Bei Unfällen, Verwundungen und Krankheiten zeigt sich, wer tapfer ist. Es gibt unausstehliche Kranke, die quälen und drangsalieren ihre Helfer, auch wenn ihre Schmerzen nicht unausstehlich sind. Und es gibt tapfere Kranke, die strahlen auch unter den bittersten Schmerzen und Qualen eine herrliche tapfere Haltung aus und sind anspruchslos auch da, wo sie das Recht hätten zu fordern.

In mannigfaltigen Nöten, Leiden und Gefahren des Alltags muß man tapfer sein. Ueber jeden Menschen, der nicht oberflächlich durchs Leben schlittert oder abgestumpft sein Leben vertrottet, kommen Widerwärtigkeiten, mit denen er fertig werden muß, Konflikte, mit denen er sich auseinanderzusetzen hat, Gefahren, die er überwinden muß. Vielfach bringt das Leben dem Menschen Nöte, die er ganz allein, ohne irgendwelche Hilfe bestehen muß. Da gilt dann einzig die Tapferkeit, das mutige Zugreifen, das entschlossene In-die-Zukunft-schreiten.

Tapferkeit ist kein Vorrecht des Mannes. Die Frauen und Mütter, die Jungen und Mädel haben in gleicher Weise das stolze Recht und die heilige Pflicht, tapfer zu sein.

Tapferkeit ist gut. Feigheit ist schlecht.

Tapferkeit macht froh. Es gibt Menschen, die mit verbissener Bitterkeit ihr Schicksal ertragen. Und es gibt Menschen, die voll Sanftmut geduldige Opferlämmer mit wehmutsvollem Blick spielen. Das alles hat mit Tapferkeit nichts zu tun. Der Tapfere begegnet mit frischem, frohem Mut dem Leben. Froh und stolz, aufrecht und frei schreitet der Tapfere in die Zukunft — auch, wenn er den Tod vor sich sieht.

Tapferkeit bedeutet immer Lebensbejahung. Der Tapfere steht fest im Leben. Er sucht sich nie aus einer schwierigen Lage durch die Flucht in den Tod zu retten.

Im Alltag muß diese Tapferkeit sich bewähren, damit sie in der Entscheidung zum Siege führen kann. Im Tagwerk des Friedens muß die Tapferkeit geübt werden, damit das Volk im Kriege bestehen kann. Tapferkeit kann man nicht in der Stunde der Gefahr eilends aus einer alten Waffenkammer hervorholen. Tapferkeit gehört zur ewigen Haltung des deutschen Menschen. Weil er in Sieg und Niederlage, in Krieg und Frieden stets tapfer ist, ist Gott mit ihm.

„Laßt mich liegen! Geht und siegt!" Leuchtende Beispiele aus der soldatischen Geschichte der Deutschen

Seinen Leuten vorzuleben und vorzusterben, hat Walter Flex als Inbegriff deutschen soldatischen Führertums formuliert. Die Geschichte des deutschen Soldaten ist reich an edlen und unvergessenen Beispielen dieses echten, in Kampf und Heldentod vorbildlichen Führergeistes. Aus ihm erwuchs zu allen Zeiten den preußisch-deutschen Armeen ihre unvergleichliche Führung.

*

Der blutjunge Fahnenjunker Friedrich von Redlitz vom Regiment Forkade übernahm in der Unglücksnacht von Hochkirch, als alle anderen Offiziere gefallen oder verwundet waren, das Kommando über das Regiment. Als die preußischen Truppen, von dem Ueberfall zersprengt, das Dorf schon geräumt hatten, hielt das Regiment sich allein gegen eine ungeheure feindliche Uebermacht zwischen den brennenden Häusern.

Plötzlich brachte ein Reiter den Befehl, zurückzugehen und sich dem Wedellschen Korps anzuschließen. Redlitz blickte sich um, kaum hundert Grenadiere waren noch unverletzt, es war unmöglich, durchzubrechen. Da riß der Junker die Fahne hoch. „Das Regiment Forkade ist nie gewichen!" rief er, „wir weichen auch heute nicht!" Und mit der Fahne in der Hand stürmte er gegen den Feind vor und starb als erster im letzten Kampf des tapferen Regiments.

*

Am 16. Oktober 1813 stürmte Major Ferdinand von Krosigk, von den Franzosen und ihren Freunden der „böse Baron von Krosigk" genannt, an der Spitze seines Bataillons gegen Möckern vor. Als erster erreichte er eine feindliche Batterie, die er allein, den Säbel in der Faust, angriff, bis seine Leute heran waren. Dann warf er sich einem Karree feindlicher Grenadiere entgegen und stürzte sich mit einem mächtigen Satz seines Pferdes in die starrende Hecke der Bajonette. Aus sechzehn Wunden blutend, sank er zu Boden; durch die Lücke, die er, ein preußischer Winkelried, gebrochen, stürmten seine Füsiliere zum Sieg. Krosigk wehrte jede Hilfe ab, schleppte sich zu einem Erdhaufen und erhob mit letzter Kraft den Degen: „Laßt mich liegen! Geht und siegt!"

*

Am 1. Juli 1815 wurde das Regiment Sohr-Husaren bei Versailles von feindlicher Uebermacht umzingelt. Nur wenige Husaren vermochten sich durchzuschlagen. Der junge Leutnant Heinrich von Yorck, Sohn des Generals Yorck von Wartenburg, focht tapfer gegen den überlegenen Feind, und als er, aus zwei Wunden blutend, von einem französischen Offizier aufgefordert wurde, sich zu ergeben, rief er nur: „Ich heiße Yorck!" und ermunterte seine Leute zu neuem Angriff. Dann brach er mit neuen, tödlichen Wunden zusammen.

*

In der Schlacht von Gravelotte wurde das 2. Bataillon des 49. Infanterie-Regiments in einem Hohlweg umzingelt und von starker feindlicher Uebermacht angegriffen. Schon wankten die Kompanien, da sprang der Hauptmann von Helter aufrecht vor die Schützenlinie, entriß dem Fahnenträger die Bataillonsfahne, stieß sie in den Boden und rief: „Keinen Schritt zurück, Musketiere! Hier sterben wir!" Eine Kugel traf den Tapferen tödlich, aber das Bataillon wich nicht von der Stelle, bis der Sieg erkämpft war.

*

In der Ruhmeshalle des Wiener Arsenals ist auf einer Marmorplatte der Name des Obersten Baron von Holzhausen eingegraben. Als Kommandant des Deutschmeister-Regiments führte er sein Regiment am 15. August 1914 gegen einen von den Russen besetzten Wald bei Tomaschow.

Oberst Holzhausen ließ es sich nicht nehmen, in den ersten Schützenlinien unter seinen Soldaten zu sein und sie mit seinen Zurufen anzuspornen, er kannte nur die ritterliche, freie, deutsche Auffassung des Kampfes: furchtlos dem Feinde entgegenzutreten, nicht auf sich, nur auf seine soldatische Pflicht bedacht zu sein. Er wurde gewarnt, aber er antwortete: „Warum soll ein Kommandeur nichts für's Vaterland sterben dürfen!" Im nächsten Augenblick trafen ihn zwei Schüsse und töteten ihn.

*

Als letzte deutsche Truppe kämpften am 7. November 1914 siebzehn Mann unter Oberleutnant Aye auf dem Bismarckberg bei Tsingtau, als schon alle Forts von den Japanern genommen waren. Mit vier kleinen Bootskanonen hielt sich die tapfere Schar die ganze Nacht lang gegen den anstürmenden Gegner. Als die Munition verschossen war und die Japaner in dichten Scharen den Berg erkletterten, rief Aye: „Kameraden! Unser Gouverneur hat dem Obersten Kriegsherrn gemeldet: ‚Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Aeußersten!' Wir halten sein Wort!" Dann warf er sich den anstürmenden Gegnern entgegen und starb als erster den Heldentod. Seine Treuen folgten ihm, die Ergebung ablehnend, in den Tod.

*

Am 10. September 1939 fuhr der Generalinspekteur der deutschen Gendarmerie, Generalmajor Roettig, von zwei Offizieren und einem Wachtmeister begleitet, zu einer Besichtigung nach Tomaschow. In unübersichtlichem Gelände wurde der Wagen von versprengten Polen überfallen, die sofort das Feuer eröffneten. Die Offiziere sprangen in den Straßengraben und nahmen den Kampf mit ihren Maschinenpistolen auf. „Ergeben ist ausgeschlossen!" rief der General. Als die Pistolen leergeschossen sind, springt einer der Offiziere zum Wagen zurück, um die Reservemagazine zu holen. Der General übernimmt allein den Feuerschutz und wird durch einen Kopfschuß tödlich verletzt.

O. G. F.

Das Mutterherz

ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst, wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einzig solches Herz.

Adalbert Stifter.

Volk im Licht

Von Wolfgang Jünemann

Es schelten die Toren das Dunkel
der schweren Stunden,
Es klagt nur der Kleinmut über die
gärende Zeit,
Da sich die Größe des Herzens,
von allen Fesseln entbunden,
Nun endlich besinnt auf das Recht
ihrer Ewigkeit.

Wer weiß, wieviel Körner doch für
ein einziges Brot
Erst wuchsen, dann reiften und fielen
im Sensenschnitt?
So wuchs auch die Hoffnung.
Die Garben band dann die Not,
Die über die Aecker des einsamen
Glaubens schritt.

Gleich wie in der Scheuer und Tenne
die heilige Wandlung geschieht,
Da Korn sich mit Korn die Schalen
zerbrechend vermählt,
So werden die Herzen, die ringsum
golden erglüht,
Wohl Tausend um Tausend in die
Kammer des Schicksals gezählt.

Segen der Erde! Es bräunt sich
im Feuer das Brot —
Aus vielem wird eines und schenkt
sich wiederum hin.
Es züngelt die Glut, die Flamme
der Freiheit loht:
Ein Volk will werden und steht an
des Lebens Beginn.

Ja, ein Volk in der Freiheit!
Aus vielem wird eines für viele.
Millionen! Und tragen doch alle
das gleiche Gesicht.
Aus Korn wird das Brot. Zu diesem
ewigen Ziele
Schreiten sie in den Tag.
Ein Volk im Licht!



Bereit, das Vaterland zu schützen PK Willrich

Die Aerztin

Erzählung von Christel Broehl-Delhaes

Peter Backhaus erfuhr keinen Lebensabschnitt in seiner Jugend: Von wilden, ungebärdigen Knabenstreichen kam er unversehens zu ernsthafterem Tun im Arbeitsdienst, er empfand es nicht, er meisterte es mit lachendem, kindhaftem Willen wie das Selbstverständlichste von der Welt. Da ihm alles ernst war, gleich ernst und wichtig, packte er den Spaten wie später das Gewehr, und das Gewehr wie hinterher den Steuerknüppel. Ohne Uebergang, mit einer Folgerichtigkeit sondergleichen, wurde er der Flieger Peter Backhaus, ein fliegender Pfeil im Weltenraum, voll Unerschrockenheit, geradezu ohne jegliches Empfinden für Gefahr und Tod. Er flog dahin, nicht nur, weil man es ihm befahl, nein, weil es ihn trieb, dies zu tun und das; dieser unendliche Raum ohne Boden, diese schwankende, täuschende, trügerische und wunderbare Hülle aus Hauch, dieses wogende Meer von Luft und Weite, Leere und Fülle, dessen Unbegrenztheit ihn entzückte, war sein Element. Er flog in dunkler, lichtloser Nacht, unter glitzernden Sternen her, vorbei an der kühlen Platte des Mondes, durch Blitz und Donner, in Eisnadeln und Schneestürmen, beleuchtet, angestrahlt, bespien, beschossen, von Flak angebellt, von Granaten gestreift — ihm geschah nichts. Und fast ahnungslos häufte er Sieg auf Sieg. Mit Unbekümmertheit flog er immer wieder los, bis einmal es auch ihn traf. Mit einer bösen Halsverletzung brachte er sich selbst und die Maschine noch mit knapper Not in einen deutschen Hafen, wo er zusammenbrach.

Er lag auf weichen Kissen und in einem weichen Bett, er kannte das alles noch nicht. Stroh, Pritsche, Feldbett waren sein Lager gewesen. Die Stimmen der Motoren sprachen zu ihm, die Mänder der Flakrohre, der eisig scharfe Strahl feindlicher Scheinwerfer traf ihn. In seinen Fieberträumen raste er durch den Weltenraum, und von seinen Lippen kamen harte Kommandos, zwischen den Zähnen hervorgepreßt.

Aber es waren nun Hände an seiner Hand, gute, feste Finger, die ihn verbanden, Augen, die über ihm verweilten, tiefblaue Augen. Der stählerne Blick des Fliegers versank wieder hinter mattsinkenden Lidern; nur im Unterbewußtsein blieben die fremden Augen bei ihm, auf eine unerklärliche Weise taten sie wohl. Er hatte das nie erfahren. Seine Mutter starb bei seiner Geburt; seither waren nie Menschenhände weich mit ihm gewesen. Diese Hände aber — kühl wie der Wind, der um Schneefirnen weht — legten sich behutsam auf seine Stirn und löschten den wilden Brand der Haut, des Hirns, der Gedanken. Ungewohnte Stimme, dunklen Tones, beruhigte und kräftigte sein Herz. Meist lag er besinnungslos; in kurzen, lichten Momenten sah er die pflegende Schwester an, ihre Augen, ihre Hände — sie konnte es nicht sein, die so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ohne daß er ihrer gewahr geworden war.

„Schwester!" rief er sie eines Tages ganz leise, und sie erschrak, denn er hatte noch niemals gesprochen. „Wer kommt außer Ihnen noch zu mir?"

Sie mußte sich besinnen und sah ihn an, als spräche er irre. Dann fand sie einen Ausweg. „Der Arzt," sagte sie.

„So, so," sagte er unbefriedigt, „der Arzt?" Und eine tiefe, bebende Enttäuschung war in ihm. So hatte er das alles nur geträumt, nur in seinem Fieberwahn erfunden: Augen, Hände, Güte, Kühle und Wärme.

„Das heißt," verbesserte sich die Schwester, „der Arzt ist jetzt eine Aerztin, Fräulein Doktor Mathusius; bei uns heißt sie nur: unsere Karin."

„Unsere Karin — —," wiederholte er gedankenvoll und begehrte dann auf: „Eine Aerztin bei Männern? Warum das?"

„Weil unsere männlichen Aerzte im Felde sind," erwiderte sie fast heiter. Dummer Knabe, dachte sie, kann er sich das nicht selber denken? „Aber sie ist tüchtig," setzte sie hinzu, „was ein Arzt kann, kann die schon dreimal — —"

„Warum habe ich sie denn noch nie gesehen?"

„Nun," gab sie zurück und zog sein Leintuch glatt, das er verwühlt, „weil Sie bis jetzt immer geschlafen haben, wenn sie Visite machte!"

Auch am anderen Morgen betrat Doktor Karin Mathusius pflichtgemäß das Zimmer des Schwerverwundeten. Sie griff seinen Puls und gab leise Anweisungen. Sie beugte sich über das ausgeblutete Gesicht mit den geschlossenen Lidern. ‚Du Flieger', dachte sie fast zärtlich, ‚du Held, wo es dich überall hingetrieben haben mag — — davon haben wir keine Vorstellung, wenn wir auch noch so mutig sind und wenn wir auch noch soviel wagen — — davon wissen wir nichts. Wir können nur ahnen und fühlen, wie es sein mag. Was aber hat dein Auge, das jetzt so matt geschlossen ist, gesehen —?!'

Da schlug er seine Augen auf, ganz wach und klar, und traf mitten hinein in ihren unvorbereiteten Blick. tauchte ein bis auf den Grund dieser schwesterlich-mütterlichen Seele, sah nicht die Aerztin, sah — die Frau. Ihre Weichheit, ihre Zärtlichkeit und Liebe wurden ihm offenbar; sie konnte sie nicht mehr verhüllen. Nie hatte der Mann Peter Backhaus das erlebt, nie eine Frau so gesehen, nie gewußt, wie ein Mädchen blicken kann. Es erschütterte ihn.

„Ich danke so sehr — —", flüsterte er.

Sie trat zurück, richtete sich auf. Sie war ein schönes, starkes, blondes Mädchen, aber ihr Mund zitterte. Und Backhaus sah es.

„Ich habe nur meine Pflicht getan," wehrte sie ab, herb und sehr erschrocken.

„Nein," beharrte er, „ich danke für Stimme, Nähe und Hand . . . das war so viel, so unendlich viel."



Das Glück vor Weihnachten — Bruno Zwiener

„Sie waren so schwach," entschuldigte sie sich fast, „man meinte, mit seinen Händen Sie halten zu müssen."

„Mit Ihren Händen also haben Sie mich am Leben gehalten, im Leben zurückgehalten — —", raunte er mit kaum verständlicher Stimme. „Das ist schön — — das ist so schön — —", er reckte plötzlich seine Arme in einem unbändigen Lebenswillen. „Ich habe also mein Leben noch, ich werde es behalten, und ich werde wieder aufstehen und wieder fliegen, nicht wahr, das werde ich doch?"

„Ja," lächelte sie mit heiligem Ernst, „das werden Sie, Sie Himmelsstürmer. Aber Sie müssen schön stillhalten, sonst bricht die Wunde wieder auf."

„Wie kann das geschehen, wenn Sie jetzt immer und immer die Hand darauf halten?"

Sie entfernte sich bis zur Tür, dort wandte sie sich und nickte ihm fast schelmisch zu. „Vielleicht," verhieß sie, „vielleicht tue ich das wirklich?"

Der Flieger Peter Backhaus kannte keine Uebergänge. Mit geschlossenen Augen lächelte er in sich hinein. ‚Warte, du', dachte er, ‚einmal hast du mich mit deinen Händen im Leben zurückgehalten. Wie wäre es, wenn jetzt ich dich mit meinen Händen halten würde für mein Leben? Vielleicht — vielleicht tue ich das wirklich!'

Das Wiegenlied

Eine Brahms-Anekdote von Walter Persich

Der Doktor, ein junger Mensch im abgeschabten Rock, ist mit besorgtem Gesicht gegangen. Johannes soll die Mutter schlafen lassen, sie werde nun drei oder vier Stunden nicht erwachen. Den Vater möge er fragen, ob er morgen für den Arzt ein paar Taler bereitlegen könne, es fehle ihm an Geld, und die Schuld werde sonst zu hoch.

Johannes lauscht dem Atem der kranken Mutter. Ich muß arbeiten, sagt Johannes leise, helfen muß ich, sonst machen die Sorgen meinen guten Alten ganz kaputt! Da steht das Klavier in der Ecke eingestaubt, und in all diesen Tagen kann ich nicht spielen — aber Vater will mich zu einem großen Musiker machen, der nicht, wie er, den Schiffern und Mädchen zum Tanz aufspielen soll. „Dich lasse ich nicht von Fuselduft und Kneipenluft verderben," pflegt er zu sagen, aber der Verleger hat trotzdem zu meinen Kompositionen kein Vertrauen. „Nach so was fragt kein Mensch, junger Mann," sagte er händereibend. Ich werde doch zum „Goldenen Stern" gehen und fragen, ob es stimmt, daß man den Klavierspieler wegen ewiger Trunkenheit hinausgeworfen hat.

Johannes Brahms tritt langbeinig und bescheiden in die Kneipe und an die Theke, vor der einige Arbeiter kohlenbestaubt den Feierabend mit Biergläsern einläuten.

„Klavierspieler?" sagt der Wirt. „Hm! Speel mol een op!"

Brahms setzt sich, jagt seine Hände über die Tasten. Bunten Zierat flicht er um die Melodie.

„Dunner!" nicken die Arbeiter, „hei kann dat ober!" Der Wirt gibt ihm die Hand: einen Taler jeden Abend, alle Stunde ein Glas Bier — von acht bis Mitternacht.

Froh und zugleich mit schlechtem Gewissen berichtet Johannes nachher im Hause dem Vater vom Besuch des Doktors. Zur Dämmerstunde kommt Frau Müller, die Nachbarin, zur Krankenwache, und endlich geht der Vater, der am Abend im Bürgerverein zum Tanz spielen soll. Pochenden Herzens schleicht sich auch Johannes davon und kommt eben noch zur bestimmten Uhrzeit in den „Goldenen Stern".

In der Kneipe „Zum goldenen Stern" begibt sich ein Leben, das ihn manchmal schaudern läßt. Menschen lachen, Menschen weinen in dieser Kneipe, alle trinken, und zwischen ihnen geht mit schwebenden Schritten die Tochter des Wirtes einher. Brahms blickt zu dem schwarzhaarigen Mädchen auf wie zu einer Göttin. Er spürt ein fremdes, beglückendes Gefühl in sich, das ihm täglich eine Melodie schenkt.

„Fräulein," sagt er schüchtern einmal, „ich habe ein kleines Lied geschrieben; das soll Ihnen gehören."

Und aus den Tasten perlt, wie ein Lächeln so zart, ein wehmütig schöner Traum, die Melodie, die nachmals die Worte „Guten Abend — Gute Nacht" erhielt. Nach dem letzten Ton ist es ganz still zwischen den beiden Menschen. Brahms möchte Isabellas Hand nehmen, doch seine Schüchternheit hockt sich wieder neben ihn, und er schweigt nur. Bis die Tür geht.

„Heini!" ruft Isabella, und fällt einem braungebrannten Matrosen um den Hals. Der gibt ihr einen herzhaften Kuß und läßt sich gutmütig dem Musikanten vorstellen.

„Ich soll im Herbst mein Steuermannspatent haben, dann wird Hochzeit gehalten." Er lacht fröhlich.

„Spielen Sie uns noch einmal das kleine Lied!" bettelt Isabella.

Ja, Brahms' Hände huschen wieder über die Tasten. Er verliert sich in seinem stummen Schmerz ganz in den Tönen, die immer zierlicher, behutsamer aufperlen, und bemerkt nicht, daß ein Gast ins Halbdunkel tritt und Isabella, die ihn bedienen will, abwinkt. Nachher zieht er den bekannten Schlapphut neben sich und springt auf. „Vater — —" sagt er schuldbewußt.

„Hannes!" erwidert der Vater mit seiner brummigen Stimme. „Petersen hat eine Rede im Bürgerverein gehalten und dich den jungen Leuten als Vorbild eines Sohnes gepriesen — so hab' ich's erfahren — und welche Melodie spielst du denn da? Das ist nicht von Bach und nicht von Haydn . . . Ja, kann es denn sein? Die ist dir aus dem Herzen gekommen?"

Gerührt nimmt der Tanzbodenmusiker seines Sohnes Kopf zwischen die großen Hände, seine Augen strahlen: „Siehst du, Hannes: du bist doch der Genius! Der kann in der schlimmsten Kneipe die dümmsten Schmarren herunterklimpern, unter seinen Händen wird alles Musik — nur zwei Dinge darf er nie vergessen: sein reines Herz und seine tiefe Ehrfurcht."

Das freudige Ereignis

Von Jo Hanns Kösler

Kleiner Mut baut keine Brücken. Und manchen fand im untätig am Wege, der die Hände nicht rühren konnte, da er auf etwas wartete. Und wieder bin ich gezwungen, meine Fabeltafel hervorzuziehen und mit milder Kreide ein Bild zu malen. Ich zeichne zuerst ein Haus, dann zwei Wohnungen, in jeder hat sich ein junges Ehepaar häuslich eingerichtet. Und da beide zu gleicher Zeit geheiratet haben, erwarten beide Frauen zu gleicher Zeit ihr erstes Kind.

Habt ihr einmal einen Ehemann betrachtet, der sein erstes Kind erwartet? Ach, wenn er es doch lieber selbst bekäme oder ihn der Storch in sein Bein bisse! Er würde sich männlicher betragen, denn gegen die Schmerzen seines Leibes beißt der Mann die Zähne zusammen. Aber da hat er nun ein Wesen, das er liebt, das er anbetet, dem er die Steine aus dem Weg räumt und das er am liebsten in Watte wickeln möchte. Dieses geliebte Wesen geht seiner schweren Stunde entgegen.

So war es auch bei Johannes, dem das Warten zur Qual wurde. Nachts konnte er nicht schlafen, da er immer daran denken mußte, was kommen konnte und eintreffen könnte. Tagsüber ging ihm die Arbeit nicht von der Hand, der Sekundenzeiger lief ihm zu langsam, am liebsten hätte er ihn geschoben. Vor Entschlüssen wich er aus und verschob jede Arbeit auf später. Wenn doch dieses entsetzliche Warten nicht wäre, dachte er immer wieder und lief von einem Zimmer in das andere und malte sich die Zukunft in den trübsten Farben. Wohlbemerkt, er erwartete ein Kind, er stand vor einem frohen Ereignis.

Dieses untätige Warten machte ihn zu einem unguten Menschen. Er beschimpfte seine Freunde, die ihn abzulenken versuchten, er verärgerte seine Nachbarn, die ihm ihre Hilfe anboten, er vernachlässigte seine Arbeit, die doch in Kürze für drei Brot schaffen mußte, ja, er quälte sogar seine Frau, machte ihr Vorschriften und gar Vorwürfe über ihren Zustand. Sie mußte ihm gute Worte geben, ihm Trost spenden, die langen Tage waren qualvoll, und die Tränen flossen reichlich.

Als endlich die junge Frau ihm einen gesunden Jungen schenkte, da war nichts im Hause. Niemand hatte den Arzt rechtzeitig benachrichtigt, es lag keine Wäsche bereit, keine Wiege war vorhanden, nicht einmal ein Korb, in den man den kleinen Erdenbürger betten konnte. Und es war doch so viel Zeit gewesen, dies alles vorzubereiten und die lange Wartezeit abzukürzen! Bleich und müde lag die junge Frau in den Kissen. Sie machte dem Manne keinen Vorwurf. Er aber verteidigte sich. Er hätte aus Liebe zu seiner Frau an nichts gedacht, sagte er, denn wenn einer seine Frau so liebe, wie er seine Frau, dann könne man an gar nichts denken . . .

Zur gleichen Stunde aber bekam im anderen Teil des Hauses Frau Hildegard ihr Kind. Wie lag sie heiter und strahlend in ihrem Bett, wie schön waren die Wochen und die Tage vor ihrer schweren Stunde gewesen! Freundlich und ausgeglichen ging ihr Mann feierabends noch in die Werkstatt und arbeitete an einer Wiege. Er brachte der Frau schönes Leinen zum Nähen für die ersten Hemdchen und erzählte ihr dabei Geschichten, die sie erfreuten und beglückten. Er sorgte sich nur, ob die Wiege rechtzeitig fertig würde.

Als dann das Kind in der Wiege lag, bedauerten Mann und Frau, daß die Wochen der frohen Erwartung so schnell vorüber waren, wo sie sich so lieb gehabt hatten und so glücklich gewesen waren. „Bald wieder!" sagte er.

Ihr aber, Freunde, die ihr schon Enkel habt oder noch gar nicht verheiratet seid, sagt nicht, es berühre euch gar nicht! Glaubt ihr denn, ich erzähle euch aus purer Lust am Fabulieren rührselige Eheständsgeschichten? Warten wir nicht alle in dieser Stunde? Auch auf ein gewaltiges Ereignis? Und ob diese Zeit für uns groß und schön und die Stunde der stolzen Erwartung gewesen ist oder ob es eine Zeit des quälenden Wartens war — das liegt nur an uns selbst.



Stille Gasse — Holzschnitt von Baule (Deike M)

Franz Kesting: Bobb, der Terrier

Wo Senne und Teutoburger Wald sich die Hand reichen, wohnte Wilhelm Stoltekamp. Im allgemeinen hielt er von seinen lieben Mitmenschen nicht viel, denn er hatte schon recht üble Erfahrungen mit ihnen gemacht, und ehe er jemand das vertrauliche „Du" anbot, prüfte er ihn auf Herz und Nieren. „Wenn ich jemand Freund nenne und sein Haus brennt ab, so muß ich zu ihm sagen können: ‚Wohne bei mir, bis du dir ein neues gebaut hast.' Und wenn ihm jemand ans Leder will, soll der wissen, daß er es auch mit mir zu tun bekommt, wenn er meinem Freunde was will." Na, so war Wilhelm Stoltekamp, und so handelte er auch.

Ich hatte eine ziemlich dicke Nummer bei ihm und habe manch schönen Jagdtag bei ihm verlebt.

Es war in der Rollzeit, als er mich wissen ließ, er habe viel Füchse im Revier und außerdem hätte er gut geschlachtet. Na, und so was hört man dann gern.

Als ich auf den Hof kam, war er gerade dabei, sich mit einem Ginsterbesen den Schmutz von den Schuhen zu fegen. Als das besorgt war, gingen wir ins Haus. Seine Frau war ihm vor etlichen Jahren gestorben, und er hatte den Dreh zu einer zweiten Heirat noch nicht gefunden. Das war schade, aber in solchen Fällen soll man weder Zeiten noch vermitteln.

Beim Eintritt ins Zimmer erhob sich ein beim Ofen liegender Terrier, ein schönes, kraftstrotzendes Tier. Der Hund nahte sich mir mit dumpfem Grollen und begutachtete meine Gamaschen. Dann stellte er sich mir in den Weg und äugte zu seinem Herrn hinauf, als ob er diesen über mich befragen wollte. Und als der sagte: „Ruhig, Bobb, gut Freund!", da erlosch das Grollen in der Brust des Hundes. Er legte sich wieder auf den Platz beim Ofen und tat, als existiere die Welt nicht mehr für ihn.

„Sag mal, Wilhelm, wie kommst du zu dem Hunde?" fragte ich, nachdem ich mich gesetzt hatte.

„Ja," erwiderte er, „wie ich an den Bobb komme? Wie die Mädchen an einen Mann. Ich annoncierte wegen eines scharfen Bauhundes. Gleich am andern Morgen kam ein Mann und bot mir den Hund an. Der Hund, sagte er, sei mehr als gut: treu und wachsam, aber seit er den Bobb habe, verschwände eine Katze nach der andern, und die Nachbarn benähmen sich dieserhalb wie unklug. Auch ginge kein Hund an seinem Hause vorbei, ohne daß ihm der Bobb nicht eins auswische, und etliche Hosen habe er auch schon bezahlen müssen. Das sei er nun leid, und ich könne den Hund für 20 Mark haben.

Na, der Hund gefiel mir, und so habe ich ihn behalten und es noch nicht bereut."

Und Bobb begann, mit dem Stummelschwänzchen auf den Boden zu klopfen, als müsse er die Worte seines Herrn beglaubigen.

„Kann er denn was?" fragte ich ziemlich mißtrauisch.

„Bobb kann alles," bestätigte Wilhelm Stoltekamp. „Er jagt an Hasen und Karnickeln, fährt dem kranken Bock an die Drossel und zieht ihn nieder, und dem Schwarzwild geht er zu Leibe, als sei das alles nur so Spielerei. Sogar apportieren tut er und nicht einmal schlecht."

„Nun hör' aber auf," unterbrach ich ihn, „es fehlt bloß noch, daß du mich glauben machen willst, dein Bobb stehe vor Hühnern."

„Das gerade nicht, aber paß auf, das mit dem Apportieren kannst du gleich erleben." Damit ging er hinaus und kam erst nach einiger Zeit wieder herein. In der Zeit hatte sich der Hund erhoben, um aufs neue meine Gamaschen zu begutachten. Ab und zu hielt er dabei den Kopf schief und äugte mich an, als ob er sagen wolle: „Aus dir werde ich nicht recht klug. Deine Gamaschen duften zwar nach Has' und Fuchs, und eine Flinte hast du ja auch mitgebracht, aber ich halte trotzdem nicht viel von dir, denn deine Hände sind weder braun noch schwielig, und wer sich statt der Pfeife ein Papierröllchen zwischen die Zähne steckt, kann unmöglich viel Verstand haben. Doch wir werden ja sehen, was du kannst, wenn wir hernach zum Walde gehen."

Der Bauer sah, daß mir der Hund noch nicht recht traute und lachte, wie es seine Art war, so still vor sich hinein. Dann sagte er: „Bobb, such's Häschen!"

Da wurde der Hund mit einem Male ein ganz anderer. Er flitzte zur Türe hinaus auf den Hof, und es dauerte gar nicht lange, so erschien er, einen tags zuvor geschossenen Hasen halb tragend, halb schleppend, legte ihn seinem Herrn zu Füßen und setzte sich daneben. Als ich mich aber dem Hasen nahte, stieg wieder aus der Brust des Hundes jenes dumpfe Knurren. Doch als ihn sein Herr zur Ruhe mahnte, war er zufrieden und legte sich wieder an seinen Platz.

Der Hund war dadurch in meiner Achtung bedeutend gestiegen, doch sprach ich die Befürchtung aus, daß er draußen wohl bald ermüden werde, weil er so viel beim warmen Ofen liege.

Wilhelm Stoltekamp aber hielt ein Streichholz an die inzwischen frischgestopfte Pfeife und sagte: „Das sieht nur so aus. Es muß wohl eine läufige Hündin im Dorfe sein, denn der Hund war drei Tage und drei Nächte verschwunden. Als er zurückkam, fraß er, bis ihm der Bauch zur Trommel schwoll. Dann schüttelte er mehrfach seinen Kopf, als ob er seine Dummheit bereue. Darum habe ich ihn erst einmal gründlich schlafen lassen, damit er heute wieder bei Kräften sei." Damit nahm er Gewehr und Rucksack vom Haken, und ich tat dasselbe, und Bobb sprang mit tollen Freudesprüngen an seinem Herrn hinauf.

Der wehrte ihn freundlich ab und sagte: „Na, Bobb, nicht so toll! Erst müssen wir noch etwas zu unserer Stärkung einpacken. Denn vor Abend gibt's nichts mehr." Darauf holte er eine frische Leberwurst und eine angeräucherte Mettwurst vom Rauchfang und verstaute beide nebst etlichen Schnitten Brot in den Außentaschen seines Rucksacks. Auch ein kleiner Buddel Wacholder wurde mitgenommen.

Als wir über den Hof gingen, kamen wir an der großen Hundehütte vorbei, welche Juno, die Langhaarhündin, beherbergte. Juno wäre auch liebendgern dabei gewesen, aber heute hätte sie uns nur im Wege gestanden. Und Bobb gab seiner Schadenfreude dadurch Ausdruck, daß er sich an die Hütte stellte und ein Bein hochhob.

Der in der Nacht gefallene Schnee lag ziemlich hoch, und Bobb raste hindurch, daß es nur so pulverte. Beim letzten Hause des Dorfes saß eine Katze im Garten, die den Hund erst bemerkte, als es fast zu spät war. Sie rettete sich noch auf einen Apfelbaum und fühlte sich dort sicher. Doch Bobb mußte wohl anderer Meinung sein. Er erinnerte sich seiner Kletterkünste und begann, den Baum zu ersteigen. Es kostete ihn zwar allerlei Anstrengung, doch gelang es schließlich. Da blieb der Katze nichts übrig, als sich durch einen Sprung auf den Boden zu retten.

Bobb folgte ihr, doch die Katze flüchtete sich ins Haus, und ein Engel mit hochgeschwungenem Besen verwehrte Bobb den Eingang. Wilhelm Stoltekamp aber genüggelte dazu und sagte: „Schade, daß die Alte mit dem Besen dazwischenkam, sonst wäre der Kater wohl verloren gewesen. Der hat schon manches Häschen und manches Huhn auf dem Gewissen."

Wir kamen zum Walde, und Bobb wurde angeleint. Seinen Zorn hierüber brachte er dadurch zum Ausdruck, daß er seine Nase wiederholt in den Schnee steckte und prustete.

Durch ein Siepen war ein einzelnes, starkes Schwein gewechselt. Bobb steckte seine Nase in die Fährte und wollte ihr folgen. Sein Herr aber sagte nur: „Nichts zu machen, Bobb, der Bursche ist doch über die Grenze!" Da war Bobb zufrieden und trabte wieder ohne Zwang neben uns her.

Wir folgten dem Siepen, und wieder steckte Bobb seine Nase in eine Wildspur. Zwei Füchse waren dort, einmal hintereinander, einmal nebeneinander, vorbeigeschnürt. Die Spuren führten zu einem Fichtenbestande und verschwanden dort zwischen Wurzelwerk und Geröll in einem weitverzweigten Bau.

„So hatte ich es mir gedacht," sagte Wilhelm Stoltekamp und begann, einige der Röhren zu vereisern, und ich half ihm dabei. Dann wies er mir meinen Platz an und schnallte den Hund. Der bedachte sich denn auch keinen Augenblick und verschwand mit freudigem Aufjaulen in der Einfahrt. Wir aber standen mäuschenstill auf unserem Posten und warteten auf ein Zeichen aus der Unterwelt.

„Wau, wau, wau!" Wie ein Ruf aus weiter Ferne drang der Standlaut des Hundes, jetzt hier, dann dort. Wenn es einmal still wurde, lebte es an einer anderen Stelle um so giftiger wieder auf. Mehrfach kam der Hund wieder ans Tageslicht, schüttelte sich Sand und Lehm aus dem Fell und schliefe dann wieder ein.

Eine halbe Stunde arbeitete er nun schon im Bau, ohne daß ein Fuchs sprang. Jetzt gab er wieder giftig Laut. Immer näher zur Ausfahrt drängte er den Fuchs, und als dieser endlich wie ein geölter Blitz aus der Röhre fuhr, gelang es mir, ihn zu fassen, ehe er hinter einem Felsblock Deckung fand.

Die Schrote bannten ihn an die Stelle, aber noch war Leben in ihm. Doch Bobb machte kurzen Prozeß. Er würgte den Rotrock, der scharfen Gegenhiebe nicht achtend, bis dieser schlaff und kraftlos im Schnee lag. Als ich aber hinging, um den Fuchs aufzunehmen, zeigte mir der Hund die Zähne, und ich mußte mich zurückziehen. Darauf äugte mir Bobb mit schief gehaltenem Kopf nach, was wohl heißen sollte: „Ich habe unter der Erde die ganze Katzbalgerei mit dem Stinker gehabt, du aber hast nur zweimal den Finger krumm gemacht. Also gehört derFuchs mir, und ich beutele den Schelm, so lange es mir gefällt."

Darauf verschwand er wieder im Bau, und als nach einigen Minuten der zweite Fuchs sprang, machte der Jagdherr kurzen Prozeß mit ihm.

Jetzt wurde erst einmal gründlich gefrühstückt. Bobb hielt redlich mit dabei und wälzte sich zwischendurch im Schnee, um den juckenden Sand loszuwerden.

Nach dem Frühstück schlauften wir die Füchse auf den Rucksack und gingen der Heide zu, wo Wilhelm Stoltekamp noch einen zweiten Bau wußte.

Auf der Heide sahen wir einen älteren Mann damit beschäftigt, Besenreiser zu schneiden. „Das ist der größte Gauner weit und breit," sagte der Jagdherr, als er des Mannes ansichtig wurde. „Man nennt ihn den ‚Besen-Hinnerk', und es würde mich gar nicht wundern, wenn wir ihn auf verbotenen Wegen ertappen."

Besen-Hinnerk jedoch war so eifrig bei der Arbeit, daß er uns nicht zu bemerken schien. Bobb aber interessierte sich anscheinend recht lebhaft für den Mann, der jetzt ein gewelltes Reisigbündel aufnahm und sich entfernen wollte. Mit gesträubten Rückenhaaren aber umkreiste der Hund den Besenbinder und gab seiner Mißstimmung durch Grollen und Knurren Ausdruck.

Besen-Hinnerk schlug mit dem Stabe nach ihm, und das war aber das Dümmste, was er hätte tun können, denn der Hund rückte ihm nun derartig zu Leibe, daß er das Bündel abwerfen mußte.

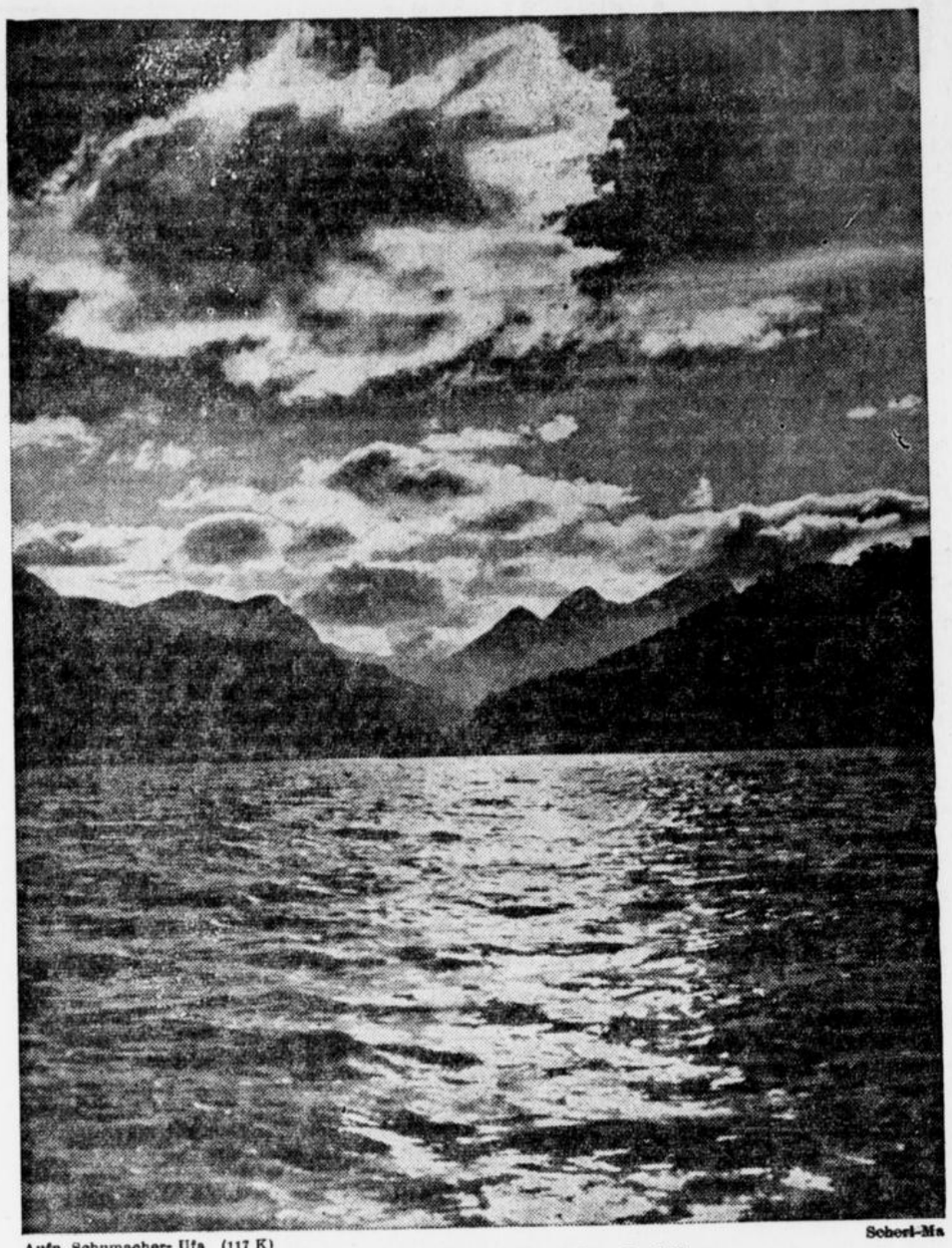
Jetzt waren auch wir zur Stelle, und der Besenbinder schimpfte nicht schlecht auf den verfluchten Tölen, der nicht mal alte Leute in Ruhe lasse.

Wilhelm Stoltekamp aber fragte nur: „Hinnerk, was habt Ihr in dem Bunde stecken? Der Hund stößt ja dauernd seine Nase hinein." Und ohne eine Antwort abzuwarten, zog er seinen Nicker und öffnete das Bündel.

Kreidebleich wurde Hinnerk da, denn in dem Bündel steckte ein Hase, der die Schlinge noch um den Hals hatte. Wilhelm Stoltekamp aber sagte kein Wort. Er nahm den Stock auf, den Hinnerk hatte fallen lassen und gab ihm damit einige schlagende Beweise seiner Zuneigung. Da riß der Kerl aus wie Schafleder, doch Bobb sauste hinter ihm drein und schnappte den Stripper am Hosenboden. Und so gründlich machte er seine Sache, daß der Hosenboden in seinem Fang blieb.

Stolz apportierte er die seltene Beute und präsentierte sie seinem Herrn. Der aber lachte und sagte: „Nä, Bobb, ich danke! Twen Stinkers heft wie op dem Ruckſack. Dä Bux vom Hinnerk, dei hät siker seun ähnlik Parfum."

Ja, so war Bobb, der Terrier, und so war Wilhelm Stoltekamp, sein Herr.



Aufn. Schumacher-Ufa (117 K) Scherl-Ma

Ein Bergsee in den südamerikanischen Kordilleren

Aus dem Groß-Kulturfilm der Ufa über die Expedition von Prof Dr. Dr. Hans Krieg nach Südamerika „Tiergarten Südamerika"



Sein liebstes Plätzchen (Weltbild-M.)

Humor

Heremias war auf der Jagd als Gast seines Jagdnachbarn. Heremias schießt einen Treiber hinten hinein. Der Jagdherr tröstet den unglücklichen Schützen: „Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen," sagte er. „Sie zahlen dem Treiber ein anständiges Schmerzensgeld und alles wird beigelegt." Heremias schaut verwundert auf: „Zahlen? Wieso? Ich denke, ich bin eingeladen?"

*

Die junge Privatsekretärin befreundete sich mit der Frau des hohen Chefs. Die Frau hatte das Herz auf den Lippen und erzählte sofort ihre Ehegeschichte. „Und stellen Sie sich vor, Fräulein — zwei Jahre gingen wir schon miteinander, noch immer hatte sich mein Guter nicht getraut, mich zu küssen — so schüchtern war mein Mann, Fräulein!" Die Privatsekretärin lächelte verträumt: „Wie sich Männer verändern können!"

Das Muß ist hart, aber beim Muß allein kann der Mensch zeigen, wie es inwendig mit ihm steht. Willkürlich kann jeder leben.
Johann Wolfgang Goethe

Vergeltung im Nordmeer

Erzählung von Karlheinz Holzhausen

Die Walfänger waren endlose Tage durch das öde Grau des Nordmeeres geschlichen, und die Wale schienen sich gegen die wartenden Männer verschworen zu haben. Nirgends zeigte sich eine verheißungsvolle Fontäne über dem Wasser oder zischte eine schwarze Rückenflosse durch die Wellen. Die kleinen Schiffe stampften wütend mit lastenden Rauchschleppen ohne rechten Kurs dahin. Die Männer lauerten noch gleichmütig, doch voll verhaltenen Grimms auf die nächste Zukunft. Sie kannten aus der Vergangenheit manche Jahre, in denen die Wale schier eine Ewigkeit auf sich warten ließen. Die Isländer auf ihrem altertümlichen Schiff starrten mit ihren seltsam tiefen Augen in den Nebel, die Norweger grübelten an der Reling ihres erprobten Bootes, und die Engländer auf ihrem hochmodernen Schiff ließen ohne Unterlaß ein grelles Grammophon laufen. Sie hatten gewiß nur drei Schallplatten mit, denn es waren immer die gleichen Musikstücke, und am schrecklichsten war das Dudeln einer Schottenflöte anzuhören.

Der Wal ließ weiter auf sich warten. Manche Tage — sie wurden immer kürzer und grauer — sahen die drei Schiffe nicht das geringste voneinander. Irgendein Magnet aber holte sie immer wieder nach einer bestimmten Stelle zurück, und das war jene, wo viele Jahre zuvor reiche Beute zu Tran und Speck verarbeitet worden war.

Die Isländer hatten Glück. Sie entdeckten einen Wal. Es war ein stattliches Tier und tummelte sich ahnungslos. Die Männer setzten sofort ein Boot aus und wriggten sich geschickt und voller Spannung an das Tier heran. Der Harpunier prüfte die Leine im Bug des Bootes und ließ die Finger über die blanke Schnittfläche des scharfen Eisens gleiten. Gewiß, es war eine altertümliche Waffe, und es gehörte Geschick dazu, das Tier zu treffen.

Da schob sich in qualmigen Streifen der Nebel zwischen das Boot der Isländer und den Wal.

Die Männer gaben es nicht auf und überließen nun ihren Kurs mehr der inneren Stimme. Sie sagte ihnen, daß der Wal sich gewiß in der Nähe einer Stelle halten würde. Und so war es auch. Plötzlich war der Nebel weg und die See frei. Seht — dort taucht der Wahl auf! Die Männer bringen das Boot mit schnellem Schlag der Riemen heran und sehen stur auf den Rudergänger, der dem Boot die Richtung gibt. Sein Gesicht ist eckig geworden, und seine Faust hält das Ruder, als wolle sie es zerdrücken.

Jetzt hebt der vorn im Bug die Harpune, wiegt sie prüfend. Nun muß der Wal wieder auftauchen — nein — er hat den Männern ein Schnippchen geschlagen — er ist auf einmal wo anders, und die Männer gleiten schnell hinterher. Es gehört eine große Geduld dazu, einen einzelnen Wal zu fangen. Die Isländer aber sind zäh und geben nicht nach. Sie rudern verbissen und rechnen mit vorlauten Gedanken schon aus, wieviel der Wal wiegen mag.

Und nun ist mit einem Male auch der englische Walfänger da. Er fährt mit Hochdampf daher und kommt in einem rechten Winkel auf den Wal zu.

Jetzt fliegt die Harpune des Isländers los — reißt die Leine hinter sich her. Und kurz darauf schnellt die Harpune der Engländer ab, jach wie ein blinkender Pfeil. Eine Sekunde später trifft sie den wulstigen Rücken des Wales und bohrt sich dafür tiefer als die Isländerharpune in den Speck.

Der Wal macht einen Satz und taucht unter. Zischend flitzen die Leinen hinter dem flüchtenden Tier her. Die Haspel im Boot der Isländer dreht sich rasend, und nun ist die Rolle abgelaufen. Der Wal hat noch tolle Fahrt und zieht das Boot nach sich. Die Isländer denken nicht daran, zu kappen. Sie lassen sich von dem Tier ziehen. Oben an Bord des englischen Walfängers scheint die Leine überhaupt kein Ende zu haben. Der Wal taucht wieder auf, und das Wasser färbt sich rot. Matter werden die Bewegungen des Tieres, und jetzt beginnen die Engländer ihre Leine einzuziehen. Immer schneller wird oben an Bord des Walfängers die Maschine, und jetzt strafft sich die Leine. Der Wal wird eingeholt, und so eifrig die Isländer auch ihre Harpunenleine einziehen, werden sie doch im Schlepp des Wales an den englischen Walfänger herangezogen.

Nun liegt der Wal zwischen den Schiffen und die Harpunenschäfte zittern ungewiß. Die Engländer lassen ihre Maschine auf Höchstumdrehung laufen. Die Isländer rudern gegen diesen Zug, kommen nicht von der Stelle, aber halten sich.

Ach, es ist ein jämmerliches Schauspiel, und nur die schreienden Möven sind Zeugen, wie die Harpune des Engländers plötzlich bricht und die Isländer von dem jähren Ruck fast von ihren Ruderbänken rutschen.

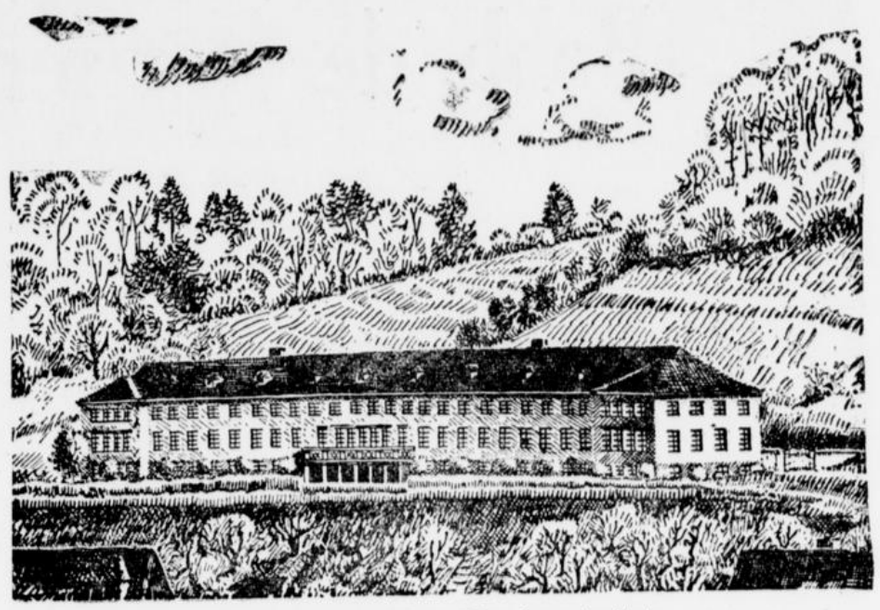
Der Wal gehört ihnen. Sie holen ihn langsam an das Boot heran. Ehe sie ihn jedoch weit genug heran haben, schiebt sich der englische Walfänger mit hoher Bugwelle heran und trifft mit scharfer Kante den treibenden Wal, zerteilt ihn, drückt ihn unter das Wasser, und es ist ein Wunder, daß die Isländer die Leine noch rechtzeitig kappen können, um nicht hinter dem Fisch her in die Tiefe zu sacken.

Rauschend ist der Engländer vorbei. Ein böses Lachen verklingt im aufsteigenden Abenddunst, und spukhaft schnell verschwimmen die Umrisse des Walfängers. Verlassen schaukelt das Boot der Isländer, die mit grauen Gesichtern auf den Bänken hocken. Da ist ihnen etwas Ungeheuerliches geschehen. Oh, es gibt viel hier draußen im Nordmeer, was den Menschen aus dem Süden vielleicht als Verbrechen erscheinen würde. Es gelten hier rauhe, harte Gesetze, und wer sein Recht mit der Faust verteidigen kann, ist besser dran als einer mit klugen Paragraphen. Doch diese gemeine Tat eben gilt nicht.

Ganz langsam heben und senken sich die Riemen, als die Isländer ihr Boot zu ihrem Schiff zurückwriggen. Ehe sie jedoch in Rufweite angelangt sind, bricht aus dem Nebel hervor ein ungeheures Krachen und donnerndes Poltern. Dumpfe Schreie hallen aus nördlicher Richtung.

Die Isländer haben ihr Schiff erreicht und haben keine Zeit, von ihrem Erlebnis zu berichten. Geisterhaft schiebt sich ein dunkler Koloß an dem isländischen Walfänger vorbei, und jetzt wissen die Männer, was das Bersten und Krachen zu bedeuten hatte. Der englische Walfänger ist mit seiner hohen Fahrt im aufquellenden Nebel auf einen treibenden Eisberg geraten.

Nach langer Nacht gehen die Isländer auf neuen Kurs. Von dem Engländer sahen sie weder Planke noch Boot. Hart ist das Leben hier oben im Norden, rauh das Schicksal, aber von göttlicher Gerechtigkeit.



Gründung eines Behring-Forschungsinstitutes

Im Rahmen des Festaktes zu Marburg, der zur Feier der 50. Wiederkehr des Tages begangen wurde, an dem Emil von Behring die ersten grundlegenden Ergebnisse seiner Immun-Forschungen der Oeffentlichkeit übergab und damit den Grundstock legte zur erfolgreichen Bekämpfung einer der verheerendsten Krankheiten aller Zeiten, verkündete Prof. Dr. Lautenschläger die Gründung des größten Immunbiologischen Instituts der Welt, das in Marburg errichtet wird. — Wir zeigen hier den Entwurf für das neue „Institut für experimentelle Therapie e. V. Behring" auf dem Dammelsberg in Marburg (Lahn). (Wagenborg-M.)

Rotwein in Hamburg

Kurzgeschichte von Elsbeth Halbert

Es gibt Männer, die absolut zuverlässig sind; sie sind durchweg fleißig, lieben nur eine Frau und sind — ein wenig langweilig. Es gibt Männer, die gut aussehen, denen die Frauen hell in die Augen blitzen, sie sind vielleicht ebenso treu, aber man glaubt es ihnen nicht.

Zu diesen Männern gehört Rolf, der wieder einmal auf der Durchreise nach Hamburg kommt und nun von Lisa zum Tee erwartet wird. Gleich wird er hereinkommen, strahlend, liebenswürdig, wird angeregt mit ihr plaudern, Tee trinken und wird dann weiterreisen. So war es schon immer. Und hinterher sagte sich Lisa jedesmal, ob er wohl in jeder Stadt so eine Freundin hat, die ihm einen angenehmen Nachmittag bereitet, ihm zuhört, ihn vielleicht sogar bewundert, ihn vielleicht auch — nein, so weit will Lisa nicht denken . . .

Dumm, ausgerechnet an diesen Mann ihr Herz zu hängen, um einmal im Monat vielleicht ein paar Augenblicke dieses Herz klopfen zu fühlen, wenn er zu ihr kam und um hinterher immer wieder enttäuscht zu sein! Bei all seiner Liebenswürdigkeit hat sie nicht das Gefühl, ihm irgendwie auch nur etwas nähergekommen zu sein. Ob er meint, daß sie ihn dann gleich festnageln würde? Lisa denkt gar nicht daran. Wenn er wüßte, wie zufrieden sie damit wäre, wenn sie ihm nur ein wenig Liebe schenken dürfte, ans Heiraten denkt sie wirklich nicht. Vernunft und Sehnsucht träufeln ihr diese Gedanken ein.

Dann kommt Rolf. Und es ist wie immer. Sie sitzen um den hübsch gedeckten Teetisch mit den chinesischen Schalen, seine Zigarettenmarke steht da, sogar den Kuchen hat sie selbst gebacken. Rolf erzählt von sich, von seinen letzten Reisen und fragt dazwischen nach Lisas Leben und Erleben. Plötzlich fällt es ihm auf, daß Lisa heute besonders schweigsam ist.

„Warum sprichst du so wenig, Lisa? Woran denkst du?"

Lisa fühlt sich ertappt. Aber dann nimmt sie ihren Mut zusammen und sagt: „Ich denke an die Geschichte ‚du und ich' . . ."

Schnell sagt Rolf: „Das ist keine Geschichte, das ist ein Erlebnis."

„Vielleicht, Rolf. Aber — wieviele solcher Erlebnisse hast du?"

Plötzlich begreift Rolf. Da sitzt ein kleines Mädchen, das sich seine Geschichten anhört, seine Erlebnisse aufnimmt und in sich verarbeitet und das plötzlich empfindet, daß es mit leeren Händen dasitzt. Er muß ihr also eine Erklärung geben, die sie versteht, und plötzlich weiß er auch, daß er nicht will, daß Lisa seinetwegen Kummer hat. Aber wie soll er ihr sagen, daß es in seinem Leben schon Frauen gab, die ihm etwas bedeuteten, wie soll er ihr sagen, daß er sie, Lisa . . . Da bekommt man ja Herzklopfen! Aber er muß ihr nun alles sagen.

„Sieh, Lisa, vielleicht verstehst du es, wenn ich dir erzähle, wie mein Leben bisher verlaufen ist. Ich sitze an einem Tisch, auf dem einige Weinflaschen stehen. Ich habe von allen getrunken, von einigen zwar nur genippt, es stehen auch einige Schnapsflaschen da, ich probierte sie nur. Aber es ist kein Rotwein dabei. Und den würde ich am liebsten trinken. Und weißt du — diesen Rotwein, den gibt's nur in Hamburg."

Lisa hat ihm aufmerksam zugehört. Sie versteht, fühlt, daß Rolf sie mit dem Rotwein meint. Sie hat plötzlich Angst, daß sie diese Erklärung herausgefordert hat. Mit gesenktem Kopf sitzt sie da, ihre Hände hat sie ineinandergelegt im Schoß liegen. Sie wagt nicht, Rolf anzusehen.

Dann steigt der Schalk in ihr hoch. Sie beugt sich über den Teetisch, hebt die Kanne und sagt: „Ja, Rotwein hab' ich heute nicht, aber Tee bekommst du. Darf ich dir sonst noch was geben?"

Als sie ihn jetzt lachend ansieht, sagt er leise: „Alles, Lisa . . ."

Lisa kann es nicht verhindern, daß sie jetzt rot wird. Ihre Hände zucken vom Teller, den sie ihm reichte, zurück. „Dann also gar nichts," sagt sie.

Aber schon steht Rolf neben ihr, zieht sie zu sich empor und flüstert noch einmal: „Alles, Lisa?"

Die Antwort nimmt er sich von ihren Lippen. Dann sagt er mit einem jungenhaften Lächeln: „Lisa, von heute ab wird nur noch der Rotwein in Hamburg getrunken!"



(Deike-M)

Könnt ihr das auch?

Ein spannendes Wettspiel ist das Werfen von Ringen über eine Flasche. Eine Weinflasche bekleben wir dicht mit buntem Papier. Streifen und Punkte geben ihr dann ein lustiges Aussehen. Für die Ringe rollen wir ein Blatt Zeitungspapier zu einer festen Rolle auf, legen Anfang und Ende der Rolle aufeinander und kleben sie fest zusammen. Nachdem wir nun den Reifen schön rund gebogen haben, umwickeln wir ihn, wie der obere Reifen zeigt, mit einem mittelstarken Bindfaden, oder, wie bei dem unteren zu sehen ist, mit einem 2 Zentimeter breiten Streifen Packpapier. Ihr sollt einmal sehen, wie gut die leichten Reifen fliegen. Und geht einer entzwei, so ist er ja leicht wieder durch einen neuen zu ersetzen.

Winterabend am Wochenende

Naßkaltes Wetter stürmt um's Haus.
Behaglich ist's im warmen Zimmer.
Das Oefchen schnurrt, die Kerze brennt
mit traulich sanftem Lichtgeflimmer.

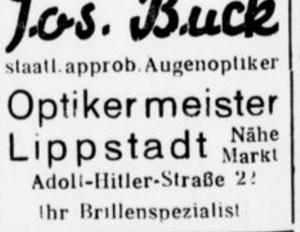
Am Wochenend die Arbeit ruht.
Ein Freund kommt um die Dämmerstunde.
Wir trinken Wein, wir sind uns gut.
Da schließt sich eine alte Wunde.

Wir sitzen plaudernd Hand in Hand,
erzählen uns von fernen Gauen,
von Oberbayerns Alpenland
und von des Mittelmeeres Blauen.

Das Oefchen schnurrt, die Kerze brennt
mit traulich sanftem Lichtgeflimmer.
Wie schön war doch das Wochenend
im biedermeierlichen Zimmer.

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber. Verlagsleiter: Fr. Karl Laumanns. Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Am Dilbarium Sonntag
erwartet Sie zum günstigen Weihnachtseinkauf
Walter Wiese
Paderborn am Marienplatz
„Das Fachgeschäft für Textilwaren und Bekleidung"
Geöffnet von 13 bis 18 Uhr


Jos. Buck
staatl. approb. Augenoptiker
Optikermeister
Lippstadt Nähe Markt
Adolf-Hitler-Straße 21
Ihr Brillenspezialist

Ohrenleiden
Bei Schwerhörigkeit, Ohrensausen u. manchen anderen Erscheinungen haben sich d. Gehörstäbchen „Auridal" oft genug bewährt. Schacht. RM. 1.50. In veraltet. Fällen wird „Gehöröl" mitverw. Fl. RM. 2.50. Echt nur direkt von O. Blocherer, Augsburg II /126

Bettnässen
Preis RM. 2.90. In allen Apotheken. Vorrätig in Lippstadt: Einhorn-Apotheke und Engel-Apotheke.

Heiratswünsche im III. Sonntag finden stets Beachtung